

Cape gehüllt, den Kopf gesenkt und mit einer ebenso schwarzen Kapuze bedeckt, steht regungslos vor dem Apothekeneingang.

Zögernd und vorsichtig öffnet der Pharmazeut die Klappe.

„Ja, bitte?“

Ein dunkles, kurzes Metallstück mit einem kleinen Loch im Zentrum schiebt sich durch die Öffnung und zielt direkt auf ihn. Der Apotheker möchte gleichzeitig schreien, die Klappe zustoßen und zurückweichen, doch das leise, kaum wahrnehmbare Plopp stoppt jeglichen Widerstand oder Fluchtversuch. Bereits die erste Kugel ist tödlich, aber der unbekannte Schütze geht auf Nummer sicher. Langsam schiebt sich ein schwarz bekleideter Arm durch die Klappe, deren ebenfalls schwarz behandschuhte Faust eine großkalibrige Pistole mit aufgesetztem Schalldämpfer umklammert. Plopp, plopp ... zwei weitere Projektile schlagen in den sterbenden Körper des Apothekers ein, der hinter der geschlossenen Tür liegt. Die Wucht der Einschläge lässt den Körper nur noch mechanisch zucken. Pistole und Faust ziehen sich zurück. Eine Hand kehrt nach wenigen Augenblicken zurück. Dieses Mal mit einer geöffneten Flasche, die wahllos eine Flüssigkeit über die Leiche, in den Verkaufsraum und, so weit es der knappe Bewegungsspielraum zulässt, auch über die Auslagendekoration verspritzt. Achtlos wird der Behälter fallen gelassen und zerschellt auf den Steinfliesen. Niemand hört das Klirren, niemand sieht das kurze Aufflammen eines Streichholzes, wie das brennende Stückchen Holz zu Boden fällt und gierig reichlich Nahrung vorfindet. Zuerst kleine bläuliche Flämmchen, die rasch größer werden, bereits von der Leiche Besitz ergriffen haben und sich weiter ihren Weg in den Verkaufsraum bahnen.

11. September 2006, gegen 15 Uhr

„Ein Scheißjob, ein verdammter Scheißjob ... und das am Montag.“

„Was murmelst du da?“

„Wir haben einen verfluchten Scheißjob, sagte ich“, antwortet Oberst Bertram Olbacher seinem Kollegen, Chefinspektor Thomas Petranko. „Natürlich greifen wir vom KK West⁶ wieder einmal voll in die Kacke. Toller Wochenbeginn ... Nenn mir ein Tier, ein einziges Tier, das einen Artgenos-

sen dermaßen zurichtet. Es gibt keines. Nur der Mensch verdient die Bezeichnung Bestie, niemals ein Tier.“

Der 50-jährige, schlanke, durchtrainierte Kriminalbeamte mit den kurz geschorenen Haaren, der bei jedem neuen Fall dem Irrtum verfällt im Laufe seiner langjährigen Karriere wäre ihm nichts Menschliches mehr fremd, wird neuerlich eines Besseren belehrt. Er muss sich zwingen, seinen Blick nicht von dem furchtbar entstellten Leichnam abzuwenden. Dazu der furchterliche Verwesungsgeruch, der einem das Wasser in die Augen treibt und sich, trotz Mundschutz, schwer auf den Magen schlägt.

Auch Petranko kämpft sichtlich mit der aufsteigenden Übelkeit, ebenso wie die weiteren am Tatort beschäftigten Personen. Alle tragen weiße Schutzanzüge mit Kapuzen und Mundschutz über ihrer Kleidung. Auch ihre Straßenschuhe sind mit Überzügen bedeckt. Nur wer unmittelbar am Tatort zu tun hat, darf ihn betreten oder sich dort aufhalten.

„Und?“, fragt Olbacher einen an der Leiche arbeitenden Kollegen von der BK⁷-Kriminaltechnik, geht dabei ein paar Schritte auf den Ermordeten zu, sorgfältig darauf achtend, nicht in die riesige, längst eingetrocknete Blutlache zu treten.

Im Gegensatz zu seinem Chef rührt sich der zehn Jahre jüngere Petranko nicht von der Stelle. Der unrasierte, bullige Mann mit den schulterlangen, etwas ungepflegten Haaren versucht nach wie vor seinen rebellierenden Magen unter Kontrolle zu halten.

„Und was?“, erfolgt prompt die Gegenfrage des Kriminaltechnikers. „Seht ihr doch selbst, was los ist. Eine sauber durchgeschnittene Gurgel. Wie aus dem Lehrbuch. Mit Sicherheit erfolgte der Angriff von hinten. Der Mann hatte keine Chance. Sehr professionell ausgeführt. Das Profil der Wunde ist keilförmig und das entsteht nur bei senkrechter Anwendung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit kommt nur ein äußerst scharfer Gegenstand, ein spezielles Messer, in Frage. Ich tippe auf ein Skalpell.“

„Vielleicht ein Streit unter den Göttern in Weiß?“, bemerkt Petranko spöttisch.

„Möglich. Selbstmord ist ausgeschlossen“, erklärt der Kriminaltechniker weiter. „Niemand hackt sich vorher die Finger ab, verstümmelt sich das Gesicht und zu guter Letzt schneidet er sich noch den Hals durch. Wer so

übel zugerichtet wird, muss einen gnadenlosen Todfeind, im wahrsten Sinne des Wortes, gehabt haben.“

„Und die ungefähre Todeszeit?“, fragt wieder Oberst Bertram Olbacher.

„Die Arztpraxis ist am Wochenende geschlossen. Der Tod ist am Freitag eingetreten. Das beweist der fortgeschrittene Verwesungsprozess. Oder sieht das die Frau Kollegin anders?“

„Einen Moment“, erwidert Dr. Sabrina Randorfer, Leiterin der Abt.II/BK/6 für Forensik und Technik im BK, „da haben wir ja jede Menge Helferlein.“

Sie geht in die Hocke und zieht mit einer Pinzette mehrere goldgrün schimmernde wurmartige Lebewesen aus den Augenwinkeln des Toten.

„Wunderbare Larvenexemplare der Calliphoridae“, doziert die attraktive Forensikerin und lässt die Tierchen in einen kleinen, durchsichtigen Plastikzylinder gleiten, den sie sorgfältig verschließt und einsteckt.

„Calli ... äh?“, fragt Olbacher.

„Die Larven der Schmeißfliegen, auch als Totenfliegen bekannt“, führt die Expertin weiter aus, „weltweit sind an die tausend Arten bekannt. Calliphoridae sind wertvolle Hinweisgeber für die Bestimmung des Todeszeitpunktes. Jedenfalls beschleunigt die für diese Jahreszeit ungewöhnlich warme Witterung die Verwesung. Nach meiner groben Schätzung ist der Tod vor rund sechzig Stunden eingetreten. Plus minus inbegriffen. Aber warten wir erstmal die Obduktionsergebnisse ab. Auch der Mageninhalt kann wertvolle Rückschlüsse liefern und einiges andere. Da stehen noch eine Menge unterschiedlicher, höchst interessanter Untersuchungen an.“

„Die Praxis schließt am Freitag um sechzehn Uhr“, rechnet Petranko mit sichtlichem Würgen nach. „Das könnte hinkommen. Abgesehen davon kann dieser Mord nur nach Praxisschluss verübt worden sein. Nach den bisherigen Erkenntnissen unserer Kollegin scheidet das Wochenende als Tatzeitraum aus.“

Olbacher ist nun wieder an seinen alten Platz zurückgekehrt, steht neben seinem Chefinspektor.

„Mit der wollte ich mal essen gehen“, raunt er Petranko zu und deutet mit einer Kopfbewegung Richtung Randorfer. „Aber jetzt überlege ich mir das. Wer weiß, was der dabei alles einfällt ...“

„Hör bloß auf damit!“, stöhnt Petranko angewidert. „Sonst speibe⁸ ich gleich alles voll. Dieses *T* aus Daumen und Zeigefinger bereitet mir Kopferbrechen.“

„Sind die Finger auch mit diesem scharfen Gegenstand oder wie du vermutest mit einem Skalpell abgetrennt worden?“, fragt Olbacher den Kriminaltechniker.

„Kaum. Mit einem Skalpell kannst du keinen Knochen durchtrennen und Finger haben bekanntlich Knochen. Das wurde mit einem Werkzeug gemacht. Vielleicht mit einer starken Zange oder ...“

„... einem Bolzenschneider“, sagt Petranko spontan.

„Ich habe jetzt alles im Kasten, ich verschwinde“, meldet sich der Fotograf, „noch selten habe ich mich so auf Frischluft gefreut. Ich schicke euch die Fotos rüber. In knapp zwei Stunden habt ihr sie auf euren Bildschirmen.“

Olbacher und Petranko beneiden ihn insgeheim, dass er bereits mit seiner Arbeit fertig ist und verschwinden kann.

„Sieht eigentlich wie ein Ritualmord aus“, denkt der Oberst laut vor sich hin, „wenn beispielsweise ein Hardcore-Satanist ausklinkt.“

„Das kannst du vergessen“, bleibt Petranko skeptisch, „da wären hier verschiedene Symbole. Pentagramm, ein umgedrehtes Kreuz, schwarze Kerzen und anderer Kram. Da war jemand im Blutausch und ist fürchterlich ausgerastet. Die gesamte Szenerie verströmt doch ungeheuren Hass.“

„Ich glaube, es war eine Mörderin“, mischt sich wieder Dr. Sabrina Randorfer ein. „Die Schnitte im Gesicht sind, soweit derzeit feststellbar, wahllos, ohne jegliche Systematik ausgeführt worden. Nur mit dem einen Ziel, ein Gesicht für immer zu zerstören. Einen Mord mit dieser Grausamkeit auszuführen, trägt die Handschrift einer Frau. Darauf getraue ich mich sogar zu wetten. Vielleicht ein Gesicht, das diese Frau, einmal geliebt hat? Die Tiefe der Schnitte dokumentiert diesen abgrundtiefen Hass. Solche zugefügten Wunden sind nur mit besonderem Kraftaufwand möglich. Und wenn bei einer Frau die normale Kraft nicht ausreicht, dann verleiht ihr der Hass ungeahnte Kräfte. Verschmähte Liebe? Ich weiß es nicht. Das ist euer Job, meine Herren.“

„Danke sehr für den Hinweis“, bemerkt Olbacher sarkastisch und leise zu Petranko, „mit der gehe ich sicher nie essen.“

„Nun ja“, wirft ein weiterer Kriminaltechniker ein, „eine Frau als Täterin ist nicht von der Hand zu weisen. Es gibt jede Menge blutige Fußabdrücke vom Tatort weg in die Toilette des Wartezimmers. Dort ist ebenfalls alles blutverschmiert. Die Fußspuren deuten auf Damenfüße. Oder es war ein kleinerer Mann. Schuhgröße 40. Das haben wir bereits festlegen können. Die Form des Abdrucks lässt keinen Rückschluss auf das Geschlecht zu. Ich nehme an, es ist der Abdruck von Gummistiefeln. Jedenfalls haben wir einige erstklassige Abdrücke mit dem gesamten Profil der Sohle. Somit können wir auch die Marke herausfinden. Habt ihr euch das schon angesehen?“

„Nein“, antwortet Olbacher, „machen wir aber gleich anschließend. Nehmen wir an, es ist tatsächlich eine Frau, dann muss sie doch nach diesem Massaker selbst über und über voll Blut gewesen sein.“

„Darum hat sie auch umgezogen. Im Wartezimmer ist alles voll Blut“, schließt sich Petranko der These seines Chefs an. „Genügend Zeit hatte sie dafür. Dann packte sie ihre Sachen zusammen und weg.“

„Im Treppenhaus sind keine Stiefelsspuren“, stellt der Kriminaltechniker fest, „auch kein einziger noch so winziger Blutstropfen. Das passt.“

„Wenn wir bei dieser Theorie bleiben“, fasst Olbacher zusammen, „sind wir zumindest jetzt einen großen Schritt weiter. Gehen wir davon aus, aus irgendeinem Grund hat die Frau eine Rechnung mit dem Arzt zu begleichen. Vielleicht ein Liebesdrama, vielleicht auch nicht? Wenn sie mit ihm zusammen war, kannte sie seine Gepflogenheiten und sicherlich die Örtlichkeit. Sie kommt her, sie weiß, wann die Praxis schließt, versteckt sich im Treppenhaus, das verwinkelt genug ist, zieht sich um, dringt ein und killt ihn. Danach hat sie alle Zeit der Welt sich wieder herzurichten und unerkannt abzuhausen. Eine fatale Liebesgeschichte wäre zumindest ein Motiv, allerdings mit einem Haken. Die abgeschnittenen Finger sprechen dagegen. Warum die Verstümmelung der rechten Hand? Was bedeutet dieses *T*?“

„Ich gehe davon aus“, schaltet sich wieder die Forensikerin ein, „dass er Rechtshänder war. Somit ist diese Hand wichtiger als die Linke, weil damit alle wichtigen Tätigkeiten ausgeführt werden. Essen, Trinken ...“

„... Schreiben“, unterbricht Petranko. „Dieses *T* wurde aus Daumen und Zeigefinger zusammengesetzt. Und wie hält man einen Stift? Mit genau diesen Fingern.“

„Nicht schlecht, Sherlock Holmes“, lobt anerkennend Olbacher seinen Kollegen und stupsst ihn freundschaftlich mit dem Ellbogen in die Seite.

„Somit muss er etwas Wichtiges geschrieben haben, wo ein *T* eine entscheidende Rolle spielt“, lässt sich Petranko in seinen Überlegungen nicht beirren. „Natürlich!“, und dabei tippt er sich an die Stirn. „Was schreibt meist ein Arzt? Rezepte, Überweisungen! Und wenn er ein Medikament verschrieben hat, das jemand nicht vertragen hat und letztendlich daran verstorben ist? Und dieser Patient hat Angehörige und eine dieser Verwandten gibt dem Arzt dafür die Schuld, weil er eben dieses Medikament verschrieben hatte? Diese Angehörige, vielleicht die Ehefrau, die Schwester, die Tochter, die Mutter, verkraftet diesen Tod nicht und tötet dafür aus Rache diesen Arzt. Das *T* ist ein Hinweis, dass dieses Medikament schädlich ist, und soll eine Warnung sein.“

„Respekt!“, pfeift Olbacher anerkennend durch die Zähne. „Das hat Hand und Fuß. Wie viele Medikamente sind am Markt, die mit *T* beginnen? Gut, das lässt sich herausfinden und welches wofür ist und welche Wirkung es hat.“

„Vielleicht soll diese Verstümmelung andere Kollegen warnen“, meldet sich nun Randorfer zu Wort. „Weil dieses Medikament erhebliche Nebenwirkungen hat und dennoch verschrieben wird. Die Verstümmelung ist ein weiterer Ausdruck des Hasses, den – bleiben wir vorerst dabei – die Mörderin auf diesen Arzt hatte, weil er ihr durch die Verschreibung dieses Medikaments das Liebste genommen hat. Oder es war alles ganz anders. Liebesdrama oder ein windiges Geschäft oder ...?“

Sie hebt die Schultern und hebt abwehrend die Hände.

„Ich weiß, das ist unser Job“, kann sich Olbacher nicht verkneifen. „Zumindest haben wir eine Reihe von Ansatzpunkten. Gegenüber der Presse verheimlichen wir noch die Geschichte mit dem *T* und den abgetrennten Fingern. Das verleitet nur zu dummen Spekulationen, die in der Öffentlichkeit Unsicherheit verursachen. Geheimgesellschaft, Freimaurer, am Ende sogar der Templerorden, Satanskult und der gesamte übliche Schmonzes. Nichts als unnötiges Blablabla. Schließlich kennt man ja seine Pappenheimer. Alles einpacken. Computer, Patientenunterlagen, alles, was hier ist. Ab damit ins Labor. Wir beide, Sherlock Holmes, gehen ein bisschen Luft schnappen. Das haben wir beide bitter nötig.“

Vor dem Haustor, nachdem sie ihre Überschuhe abgestreift haben, zünden sie sich zuerst einmal Zigaretten an und inhalieren tief.

„Kannst du dich in letzter Zeit an einen Mord in Wien erinnern, der mit solcher Brutalität verübt worden ist?“, fragt Olbacher seinen Partner.

Petranko verneint. Die frische Brise lässt langsam wieder Farbe in sein Gesicht zurückkehren.

„Wer hat ihn gefunden?“

Olbacher nimmt Zug um Zug von seiner Zigarette. Seinem Gesicht ist deutlich anzumerken, dass er das Gesehene noch lange nicht verdaut haben wird.

„Seine Sprechstundenhilfe“, antwortet er und blättert dabei in einem kleinen, schwarzen Notizbüchlein, „eine gewisse Amelie Cubrin, achtundzwanzig Jahre, wohnt in der Donaustadt. Kurz vor vierzehn Uhr kam sie in die Praxis, wollte noch Papierkram erledigen, bevor um fünfzehn Uhr die Sprechstunde begonnen hätte. Als sie ihren Chef entdeckte, konnte sie zwar noch den Notruf tätigen, kippte dann aber um und nun ist sie im *Wilheminen-Spital*.“

Die Praxis des ermordeten Dr. Werner Plejan befindet sich in einer Wohnhausanlage in Neustift, einer der vornehmsten Gegenden in Döbling, dem 19. Bezirk, in unmittelbarer Nähe bekannter renommierter Heuriger⁹.

Das Areal ist abgesperrt worden. Nur wer sich ausweisen kann und auch hier wohnt, erhält derzeit Zutritt. Inzwischen hat sich der Tod des beliebten Arztes wie ein Lauffeuer herumgesprochenen. Natürlich weiß niemand Konkretes. Wer zu Hause ist, hängt am Fenster und vergrößert die Zahl der zahlreichen Gaffer vor den Absperrungen, die in unterschiedlich großen Gruppen zusammenstehen und eifrig diskutieren.

„Plejan war praktischer Arzt“, führt Olbacher weiter aus und tippt dabei auf das Messingschild neben dem Praxiseingang. „Nobles Grätzel¹⁰. Er wird sich bestimmt mit seiner honorigen Patientenklintel dumm und dämlich verdient haben.“

„Tut mir echt leid, dass ich nicht gleich von Beginn an dabei sein konnte“, sagt Petranko entschuldigend. „Aber du weißt ja, mein Schwiegervater.“

„Und? Geht es ihm besser?“

„Gott sei Dank. Ich mag den alten Herrn. Er scheint über den Berg zu sein. Der Herzinfarkt war doch nicht so bedrohlich, wie ursprünglich angenommen.“

„Na wunderbar. Wenigstens etwas“, sagt Olbacher und zum ersten Mal überzieht etwas wie ein flüchtiges Lächeln sein Gesicht.

Dafür verfällt Petrankos Gesicht, als er seinen Chef antippt und in eine bestimmte Richtung deutet. „Den brauche ich jetzt wie Wasser in den Schuhen.“

„Wenn man vom Teufel spricht“, seufzt Olbacher. „Haben wir nicht vorhin von der Presse gesprochen?“

„Habedere¹¹, die Herren“, grüßt Erwin Höblaus, umtriebiger und ebenso umstrittener Redakteur der Tageszeitung *Austria*, betont freundlich und baut sich vor den Kriminalbeamten auf. „Ihr habt sicher was für mich. Ein Vögelchen hat mir gezwitschert, dass hier ein Onkel Doktor sein Leben ziemlich unschön ausgehaucht haben soll. Nicht aufgrund seiner eigenen Diagnose, vielmehr hat jemand ein bisschen nachgeholfen.“

„Höbi, du schleimiger Hund“, knurrt Olbacher den Journalisten an. „Immer zur Stelle, wo was los ist. Du solltest Filzlaus als Pseudonym wählen, das passt besser zu dir. Wie bist du überhaupt durch die Absperrungen gekommen?“

„Dank meines allseits bekannten unwiderstehlichen Charmes“, grinst Höblaus dreist und nonchalant die Beleidigung überhörend, die er täglich zu hören bekommt und längst immun dagegen ist. Er zückt sofort seinen Notizblock und Kugelschreiber. Seine aufdringliche und schmierige Art wirkt abstoßend. Deshalb genießt er in seiner Branche auch nicht den besten Ruf. Hinzu kommt sein ungepflegtes Auftreten. Schmuddelig, wirre, fettige Haare, die schon länger keine Bekanntschaft weder mit Wasser noch mit einem Friseur gemacht haben, dunkle Ringe unter den Augen. Einer, der andauernd die Nacht zum Tag macht. Jahrzehntelang im Geschäft und tausend obskure Geschichten und Gerüchte ranken sich um seine Person. Öfters in Kokainaffären verstrickt und ständig horrende Spielschulden. Alles zusammen hat ihm den Nimbus eines Geächteten eingebracht. Man muss mit ihm leben, aber am besten nicht anstreifen. Genau dieser schlechte Ruf verleiht ihm gewisse Narrenfreiheit, da seine Feder sehr spitz und scharf-

zünftig sein kann und gefürchtet ist. Höbi kann keine Faust ballen, weil er überall seine Finger drin hat, lautet ein Standardspruch über ihn in Journalistenkreisen.

„Also, was ist los? Dafür bringe ich euch morgen groß raus.“

„Dankend abgelehnt, Höbi“, wehrt Olbacher ab. „Du hörst wieder einmal das Gras wachsen.“

„He, Leute!“, Höblaus lässt nicht locker. „Eine Hand wäscht die andere. War doch immer so. Und ihr könnt doch eine gewisse Imageaufpolierung gebrauchen, nachdem von euren Führungsleuten einer nach dem anderen suspendiert wird. Drei inzwischen. Mal sehen, was noch passiert. Und unsere Polizisten blasen sich die Lebenslichter selbst aus. Fünf gebt ihr selbst zu, aber Höbi weiß es besser. Es sind schon neun. Also verarscht mich nicht“, der Reporter ist lästig wie eine Klette. „Da drinnen“, er deutet er mit seinem Stift Richtung Arztpraxis, „liegt ein nicht ganz unbekannter Weißkittel und ihr wollt mir verklickern, dass nichts dran ist? Also, spuckt es aus. Eifersuchtsdrama? Hat er zu viel mit seiner Sprechstundentussi herumgevögelt? Falsches Medikament verschrieben und hat deshalb jemand frühzeitig den Löffel abgegeben? Angehöriger dreht durch? Oder ist ein Patient ausgeflippt? Was ist da drinnen los?“

„Wieder mal zu viel am Scanner gelauscht?“, Petranko muss sich sehr zusammennehmen, um nicht die Beherrschung zu verlieren. „Verzieh dich endlich. Der Scheißdatenfunk bringt auch nichts, wenn Lemuren wie du trotzdem noch was mitbekommen.“

„Tja, Freunde der Blasmusik“, Höblaus bleckt seine, von zu vielen Zigaretten, gelb gefärbten Zähne, „die Technik schläft nicht. Hat wer etwas von einem Scanner gesagt? Ich nicht! In unserer seligen Alpenrepublik haben wir manches lustige Gesetz. Man darf zwar so ein Ding besitzen, aber nicht einschalten. Ich streite“, abwehrend hebt er die Hände, „den Besitz eines solchen Gerätes gar nicht ab, doch einschalten würde ich mich nie trauen. Ich verfüge über eine weiße Weste.“

„Dann muss diese Farbe wohl neu definiert werden“, stellt Olbacher trocken fest und wird gleichzeitig im Ton schärfer. „Weißt du was, Höbi? Wir haben unsere Zeit nicht gestohlen. Leck uns einfach am Arsch. Du nervst. Einen Tag machst du uns mit einem deiner Scheißartikel madig, am

nächsten kommst du zu Kreuze gekrochen, wenn du etwas von uns willst. Hau ab! Und zwar schnell! Ich will dich nicht abführen lassen. Typen wie du gehören zu den Calliphoridae.“

Olbacher und Petranko drehen sich abrupt und beinahe synchron um. Zurück bleibt ein kurzfristig verdatterter Journalist, der sich allerdings sofort wieder schüttelt wie ein nasser Hund.

„Hä, Calli ... was? War das jetzt eine Beleidigung?“

Während sich Olbacher bereits seine Überschuhe anzieht, ermtet Höblaus von Petranko nur den ausgestreckten Mittelfinger.

„Arschlöcher“, flucht der Journalist im Weggehen, „dann sauge ich mir eben etwas aus den Fingern und eure Leiche im Keller finde ich auch noch. Verlasst euch drauf.“

„Diese Ratte“, schimpft Petranko, „der wird nie Format und Stil eines Kokoschanskys erreichen. Dem hätte ich es gesteckt, der kann die Schnauze halten.“

„Wie kommst du jetzt auf den?“

„Nur so. Ist mir bloß eingefallen, weil man schon länger nichts mehr von ihm gehört hat. Soll ihm ziemlich dreckig gehen, private Probleme. So wurde es mir von mehreren Seiten zugetragen. Jedenfalls schade um ihn.“

„Kokoschansky hin, Kokoschansky her“, meint Olbacher. „Wir haben jetzt andere Probleme. Willst du dich um die Hausbewohner in der Anlage oder um die Cubrin kümmern?“

„Ehrlich gesagt“, antwortet Petranko, „wäre mir die Sprechstundenhilfe lieber, weil ich, sofern du nichts dagegen hast, gleich weiter ins nächste Krankenhaus zu meinem Schwiegerpaps fahren könnte. Meine Frau ist zwar bei ihm, aber ich will sie ein bisschen unterstützen. Sonst singt sie mir wieder wochenlang deshalb die Ohren voll.“

„Kenne ich. Geht klar“, gestattet Olbacher mit nachdenklichem Gesicht.

In der Kärntnertorpassage, mitten im Zentrum des 1. Bezirks, in unmittelbarer Nähe zur Staatsoper und dem Karlsplatz mit der barocken Karlskirche, herrscht ständig geschäftiges Treiben.

Ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt in der österreichischen Landeshauptstadt, wo sich drei U-Bahn-Linien und mehrere Bus- und Straßenbahnlinien kreuzen. Täglich frequentieren an die zweihunderttausend Personen diesen neuralgischen Ort.

Die Passage ist als Zufluchtsort und Treffpunkt für Drogenabhängige, Alkoholiker und Sandler¹² österreichweit bekannt und dementsprechend übel beleumdet. Sehr zum Missfallen der ansässigen Ladeninhaber, Kioskbetreiber, Passanten und Fahrgäste. Dieser Ort ist nicht ungefährlich. Auseinandersetzungen, Streitereien, Schlägereien, Diebstähle, Raubüberfälle und Messerstechereien gehören hier zum Alltag. Daran ändert auch die polizeiliche Videoüberwachung wenig.

In der Politik ist diese Örtlichkeit ein ständiger Zankapfel, für die Medien ein beliebtes, kontinuierlich wiederkehrendes Dauerthema für Stimmungsmache und Meinungsbildung, je nach Ausrichtung und Gesinnung.

Die *Kinder vom Karlsplatz* wurden zu einem Synonym, da sich in dieser Passage ein hoher Prozentsatz an jugendlichen Drogenabhängigen tummelt. Die Parteien nutzen die Problematik, je nach Windrichtung, für eigene Ziele und missbrauchen sie für ihr politisches Kleingeld.

Der verwahrloste Hüne mit dem verschleierte Blick torkelt durch die Passage. Nichts mehr um sich wahrnehmend, rempelt er unabsichtlich wahllos Passanten an. Stur strebt er in eine Richtung, egal, was sich ihm dabei in den Weg stellt. Die zotteligen Haare hängen ihm bis auf die Schultern herab, der Vollbart ist verfilzt, seine Kleidung hat schon längere Zeit nicht mehr das Innere einer Waschmaschine gesehen.

Der Typ wirkt trotz seiner stattlichen Größe weder aggressiv noch gefährlich, nur grenzenlos verloren und völlig am Ende. Er sieht aus, als ob er etwas sucht, was es für ihn längst nicht mehr zu geben scheint.

„Pass doch auf, Scheiß-Junkie!“

„Giftler¹³!“

„Niemand unternimmt etwas gegen dieses Gesindel!“

„Wo ist die Polizei? Typisch!“

Die Aggressionen der vorbeiströmenden Passanten prallen an ihm ab. Er hört die Stänkereien nicht mehr. Er will raus aus der Passage, in den Resselpark, sich auf eine Bank setzen und warten. Worauf hat er vergessen.